Zeitschrift: Mitteilungen der aargauischen Naturforschenden Gesellschaft
Herausgeber: Aargauische Naturforschende Gesellschaft
Band: 5 (1889)

Artikel: Das Thierleben im Terrarium
Autor: Fischer-Sigwart, H.
Kapitel: Eidechsen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-170706

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sonne heiß scheint und in den Transportgefäßen eine allzu hohe Temperatur entstehen könnte, falls kein Wasser hinein gegeben würde, was sie ebenfalls umbringen könnte, ist ein möglichst großes Blechgefäß anzurathen, in dem sich, etwa einige Finger hoch, Wasser befindet, das aber außerdem mit Wasserpflanzen, feuchtem Moos, oder im Nothfalle mit durchnäßtem Grase lose angefüllt ist, damit die Tritonen nach Belieben darin herumklettern können. Bei dieser Einrichtung kann die Temperatur nicht so hoch steigen, daß die Thiere Schaden nehmen könnten. —

Eidechsen.

Von jeher spielten die Eidechsen im Terrarium eine große Rolle, denn sie tragen durch ihre Munterkeit, Lebhaftigkeit und die Geschwindigkeit ihrer Bewegungen sehr viel zur Belebung desselben bei. Auch sollte man glauben, jedermann sehe diese hübschen Thierchen gern, wenigstens unsere einheimischen Arten, die so zierlich gebaut und so hübsch in der Farbe sind. Dennoch sind auch sie bei einem Theile des Volkes verrufen.

Wenn Jemand Abscheu hegt vor der Karrikatur einer Eidechse, dem Molche, so ist das schließlich noch begreiflich. Auch wenn die Schlangen Entsetzen einflößen, wenn man einer Kröte keinen Geschmack abgewinnen kann, indem man nur nach dem Aeußern urtheilt, oder sogar, wenn das Treiben der Frösche nicht gefällt. Gegen all das kann man nicht viel einwenden, oder man kann vielmehr Entschuldigungen für die Ansichten ausfindig machen. Wenn aber unsere Eidechsen als Scheusale verschrien werden, so ist es rein unverständlich. Folgendes Beispiel

zeigt, wie sogar bei diesen Thieren die Geschmacksrichtungen verschieden sind.

Ein Einwohner Zofingens beklagte sich eines Tages bitter darüber, daß einige Knaben in seinem Garten einige Eidechsen hätten laufen lassen, und nun wolle seine Ehehälfte aus diesem Garten keine Gemüse mehr essen, weil sie sich fürchte und entsetze vor den grausigen Thieren, die ganz gewiß auch über den Salat weggelaufen und auch mit den andern Gemüsen in Berührung gekommen seien. Die Knaben hatten diese Eidechsen für das Terrarium gebracht, und da dieses schon genügend damit besetzt war, hatte man ihnen anbefohlen, sie wieder in Freiheit zu setzen. Um nicht weit gehen zu müssen, hatten sie dieselben in dem betreffenden Garten ausgesetzt und so das bewußte Ehepaar in Schrecken versetzt. Es waren einige Exemplare unserer

gewöhnlichen Zauneidechse, Lacerta agilis.

In Bezug auf Farbenpracht, auf Eleganz der Formen, auf Zierlichkeit der Bewegungen, muß ihr unter unsern kleinern Wirbelthieren geradezu der erste Rang eingeräumt werden, ebenso aber auch in Bezug auf ihre geistigen Eigenschaften. Man betrachte doch nur ihr hübsches Köpfchen mit den klugen Aeuglein und beobachte ihr harmloses, lebhaftes Treiben, so muß man ihr gewogen werden. Zudem wird sie, wenn man sich mit ihr abgiebt, in der Gefangenschaft schon nach einigen Tagen, aber auch in der Freiheit in verhältnißmäßig kurzer Zeit sehr zahm und zutraulich, frißt dargereichte Leckerbissen aus der Hand und läßt sich streicheln. Wenn es einmal so weit ist, so hält es gar nicht schwer, sie dahin zu bringen, daß

sie sich auf die hintern Füße erhebt, das „Männchen macht“ und mit reizender Geberde das Mehlwürmchen, das man ihr vorhält, in Empfang nimmt. Es kommt deshalb auch häufig vor, daß sie, namentlich von Knaben, in Gefangenschaft gehalten wird, aber in Folge unzweckmäßiger Behandlung verliert sie dort gewöhnlich bald ihre Lebhaftigkeit und meist auch das Leben. —

Sonne ist das erste Bedürfniß für diese Thiere. Nur wenn sie sich den heißen Sonnenstrahlen aussetzen können, werden sie flink und lebhaft in ihren Bewegungen. Sobald die Sonne fehlt, ziehen sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück und verfallen da in einen halberstarrten Zustand. Wenn man sie dann hervorholt, so sind ihre Bewegungen langsam und wie gelähmt, und sie führen mit Recht den Namen Kriechthiere, welcher im System der ganzen Klasse zukömmt. Ferner bedarf unsere Eidechse in zweiter Linie Wasser. Sie trinkt sehr gerne aus einem Näpfchen und lappt dabei wie ein Hund. Aber noch lieber leckt sie im Terrarium die Wassertröpfchen von den frischbegossenen Pflanzen oder im Freien die Thautropfen von den Blättern. Erst in dritter Linie kommt die Nahrung. Gibt man ihr einen kleinen Regenwurm, den sie im Freien nicht so häufig zu Gesicht bekommt, so geht sie zuerst um den sich Windenden herum, dann erfaßt sie die ungewohnte Beute nur nach einigem Zögern. Schon etwas schneller ergreift sie einen Mehlwurm, ihre Lieblingsspeise, oder eine Spinne, die sie in raschem Laufe verfolgt und mit den Kinnladen packt. Erblickt sie aber eine der kleinen Heuschrecken, die im Freien während des Sommers ihre Hauptnahrung ausmachen, so verändert sie ihr Benehmen, denn sie kennt die Lust zum Auskneifen an diesem Strauchritter sehr wohl. Deshalb schleicht sie zuerst sehr sachte,

womöglich von hinten an ihn heran, immer langsamer, immer langsamer, bis sie sich zuletzt auf angemessene Entfernung genähert hat. Nun folgt ein Augenblick der Sammlung zu dem schwierigen Werke, dann ein blitzschnelles Zufahren und sie hat die Beute in den meisten Fällen und verschlingt sie nach einigem Schütteln ohne weiteres. Traurig sieht noch ein Sprungbein der Heuschrecke zum Maul heraus und winkt der Welt Lebewohl zu. —

Die Eidechsen verschlingen übrigens ihre Beute nicht ganz, wie die Schlangen, sondern sie zerkleinern sie vorher durch kauende Bewegungen der Kinnladen.

Im Frühlinge erscheint die Zauneidechse bei günstiger Witterung schon im März, oder dann sobald der Schnee verschwunden, die Erde trocken ist und die Sonne lockt. Dann schimmert sie in den schönsten Farben. Sie ist im Hochzeitskleide. Namentlich das Männchen schimmert an den Seiten in smaragdgrüner Farbe, die nach dem Bauche hin in Gelb übergeht. Der Rücken ist hellbraun mit dunkelbraunen schönen Zeichnungen. Dem Weibchen fehlt die grüne Färbung der Seiten. Doch war einmal im Terrarium auch ein trächtiges Weibchen ausnahmsweise so gefärbt; es verunglückte und wird nun als Spirituspräparat aufbewahrt.

Die Begattung und Fortpflanzung ging im Terrarium während mehrerer Jahre regelrecht vor sich. Anfangs Mai beginnt die Begattungszeit, die bis in den Juni hinein dauert, sogar noch länger. Im Jahre 1885 fand die erste Begattung am 9. Mai statt, und von da an konnte sie bei dem gleichen Paare mehrmals täglich beobachtet werden, meist in den Vormittagsstunden, Abends selten. Das Männchen verfolgt hiebei das Weibchen zuerst in unzweideutiger

Absicht und sucht es, wenn es entflieht, zum Stehen zu bringen, indem es dasselbe irgendwo am Hals, Vorderbein, Bauch, Hinterbein oder am Schwanze anbeißt, d. h. mit dem Kinnladen festhält. Nach einigem Hin- und Herzerren und nachdem das Weibchen mehrmals den Vorderkörper erhoben und mit den Vorderbeinen gegen das Männchen zappelnde, abwehrende Bewegungen gemacht, zeigt es sich zuletzt willfährig, indem es sich nun ruhig verhält und die Hinterbeine hoch aufhebt und nach hinten oben ausstreckt.

Nun faßt das Männchen das Weibchen von der Seite mit dem Maul an der Schwanzwurzel, biegt sich zu einem Kreise zusammen und dreht sich dabei so, daß seine Kloake nach aufwärts gerichtet unter diejenige des Weibchens zu liegen kommt. Die in der Kloake verborgenen Geschlechtswerkzeuge werden nun beidseitig herausgestülpt, an einander gedrückt und mit einander verbunden. In dieser Stellung verbleibt das Paar $4^1/_2$ bis 5 Minuten, ehe es sich trennt, und nach der Trennung bleiben beide Theile, namentlich das Männchen, noch bis 2 Minuten in wollüstiger Aufregung oder Verzückung. Dann aber gehen sie auseinander und suchen neue Liebesabenteuer, die auch bald wieder gefunden werden. —

Am 11. Juni grub das erste Weibchen im feuchten Sande Höhlen, um sich seiner Eier zu entledigen und am 18. Juni war es entleert. Welk und runzlig war die Haut an seinem Leibe. Es fraß aber bald wieder, Ende Juni begattete es sich wieder und am 5. Juli war es wieder trächtig und bereit, sich dieser zweiten Bürde zu entledigen. Auch die andern Weibchen des Terrariums entledigten sich ihrer Eier im Juni. Die Eier konnten im Terrarium nicht ausfindig gemacht werden, weil sie mit Sand zugedeckt wurden. Sie finden sich übrigens im Freien

häufig. Ein Weibchen legt je nach seinem Alter 6—12 Stück. Diese sind oval, etwa 1 Centimeter lang und weichschalig. Sie brauchen zu ihrer Entwicklung zwar einen gewissen Grad von Feuchtigkeit, der aber nicht allzu hoch steigen darf, und müssen indirekt durch die Sonne erwärmt werden. Am liebsten legt die Eidechse diese Bruthöhle in sandigem Terrain unter einem der Sonne ausgesetzten Steine oder hölzernen Gegenstande an, der aber von niederm Pflanzenwuchs, Rasen, umgeben sein muß, welcher die nöthige Feuchtigkeit liefert, oder dann gräbt sie im feuchten Sande Höhlen, die so tief liegen, daß die Sonnenwärme noch wirken kann, ohne daß die Feuchtigkeit ganz fehlt. Diese Höhlen werden nach der Geburt der Eier wieder zugedeckt. Im Terrarium war dies die beliebtere Manier. Die Mutter kümmert sich nun nicht weiter um die Eier und später eben so wenig um die Jungen.

Am 25. Juli kam das erste Junge zum Vorschein. Es maß 4 Centimeter, wovon der Schwanz zwei. Die Farbe war über den Rücken bronze, röthlich metallglänzend, am Schwanze fast schwarz. Am 8. August maß das Thierchen schon 62 Millimeter, der Schwanz davon allein schon 36. An den Seiten zeigten sich nun zwei Reihen schwarz eingefaßter Augenflecken und über den Rücken drei Reihen etwas kleinere. Im zweiten Jahre maßen die Jungen 10 bis 12 Centimeter und im dritten wurden sie fortpflanzungsfähig. Die Eier im Terrarium brauchten etwa 35 bis 37 Tage, bis die Jungen die Eihülle verließen.

Die grüne oder Smaragdeidechse, Lacerta viridis,

findet sich im Aargau wahrscheinlich nirgends, es sei denn in der Nähe des Rheines. In der Westschweiz ist sie

häufig und kommt auch bei Basel vor. Sie ist weit größer, als unsere Zauneidechse, wird bis 50 Centimeter lang, und steht in allen ihren Eigenschaften hoch über dieser. Wenn unsere Zauneidechse auch, für sich betrachtet, als zierlich, schlank, gelenkig, rasch in ihren Bewegungen und schön in ihrer Farbe anerkannt werden muß, so treten doch alle diese Eigenschaften zurück im Vergleich mit der Smaragdeidechse. Jene erscheint dann nicht nur kleiner, sondern auch plump gebaut, langsam in den Bewegungen und nicht so farbenprächtig. Sie kommt uns vor wie ein Proletarier, während diese uns als hocharistokratische Erscheinung imponirt. Während bei unserer Eidechse der Schwanz nur etwa die Hälfte der ganzen Länge ausmacht, nimmt er bei einer wohlgebildeten Smaragdeidechse mehr als zwei Drittheile in Anspruch und dies läßt sie viel schlanker und geschmeidiger erscheinen. Auch kann man hieraus schließen, daß ihre Beweglichkeit eine ungleich größere ist, als bei der ersteren, denn der Schwanz bildet bei den Eidechsen eine Art Balancierstange. Er ermöglicht es ihnen, pfeilschnell, ohne seitliche Krümmung des Körpers, vorwärts zu eilen, indem er dabei den Körper ins Gleichgewicht bringt. Bricht der Schwanz ab, was öfters vorkommt, so ist die Eidechse nur noch ein ziemlich hilfloses Thier, das, trotzdem der Verlust ihm wenig Schmerzen bereitet, doch seiner Bewegungsfähigkeit zum guten Theil verlustig ist und nur noch verhältnißmäßig langsam und unter Hin- und Herwinden des Körpers vorwärts eilen kann. Wenn aber der Schwanz auf diese Art auf die Bewegungsfähigkeit des Thieres wirkt, so ist leicht einzusehen, daß diese auch desto größer wird, je besser genanntes Organ entwickelt ist.

Auch die Färbung der Smaragdeidechse ist eine ungleich

schönere, als diejenige unseres hiesigen Bekannten. Der ganze Rücken und die Seiten sind bis zur Schwanzspitze prächtig smaragdgrün, oft mit zierlichen, schwarzen Zeichnungen versehen, oft mit feinen, weißen Pünktchen bestreut. Der Bauch ist schwefelgelb und die Kehle im Hochzeitskleide beim Männchen stahlblau. Ebenso sind die geistigen Eigenschaften bei dieser Eidechse viel stärker ausgeprägt, als bei der gewöhnlichen. Gewöhnlich schaut sie zwar auch gutmüthig und klug in die Welt hinaus; bei Störungen aber kommt ihr feuriger, leidenschaftlicher Charakter sofort zum Vorschein, und dieser drückt sich zuerst im Auge aus. Es leuchtet vor Begierde, es blitzt vor Mordlust, es funkelt wild auf in Zorn und Wuth.

Im Uebrigen ähnelt ihre Lebensweise derjenigen der einheimischen Verwandten. Die Begattung findet auf dieselbe Weise statt, wie bei dieser und konnte im März und April 1884 häufig beobachtet werden. Ende April sind die Weibchen schon trächtig. Jedoch finden sich bei den käuflichen grünen Eidechsen selten züchtungsfähige Weibchen. Im Terrarium konnten bis jetzt keine Jungen erzielt werden. Das Weibchen, an dem die Begattung öfters stattgefunden hatte, verunglückte am 26. April 1884, indem es aus etwa $1^1/_2$ Meter Höhe auf den steinernen Boden fiel und nach kurzer Zeit starb. Es enthielt 13 fast legereife Eier, wovon es 8 auf der rechten Seite, 5 auf der linken trug.

Um die hohe Entwicklung der Geistesgaben dieser Eidechse vorzuführen, sei hier die Geschichte eines der Bewohner des Terrariums erzählt, wie sie der Terrariumbesitzer und Verfasser dieser Arbeit in einem öffentlichen Vortrage wörtlich vorbrachte:

Geschichte einer grünen Eidechse im Terrarium.

„Ueber ihre Jugendzeit freilich kann ich Ihnen nichts mittheilen. Im Süden hat sie das Licht der Welt erblickt und wurde mir aus dem Oberwallis im Frühling 1880 mit einer Anzahl Schicksalsgefährtinnen zugesandt, vor denen sie sich durch Schönheit und besonders leidenschaftliches Wesen auszeichnete. Sie war also damals in der Blüthe ihrer Jahre. In ziemlich ermattetem Zustande wurden die neuen Ankömmlinge ins Terrarium versetzt, hatten sich jedoch in wenigen Tagen vollständig erholt. Sie hielten sich aber stets versteckt. Nur hie und da hörte man ein Rauschen im dichten Pflanzenwuchs, und wenn die Sonne einmal recht warm schien, sah man hie und da ein neugieriges Köpfchen aus dem durch Tradescantia gebildeten Vorhang an der Mauer herausschauen. Auch ergriff wohl hie und da einer einen Regenwurm, den man ihm aus der Ferne zuwarf. Sonst aber waren die Thiere sehr scheu und flüchteten bei der kleinsten Störung in ihre Schlupfwinkel.

An einem schönen Nachmittage aber traf ich meine Eidechse sich sonnend am Boden. Sie floh zwar schleunigst, als sie mich erblickte, doch ich verfolgte sie, von dem Wunsche beseelt, sie nun, da sie so frisch und lebhaft war, in der Nähe zu betrachten, und vermochte sie nun in eine Ecke zu treiben, wo sie, nachdem sie einige Male vergeblich versucht hatte, die glatte, senkrechte Wand hinaufzuspringen, endlich einsah, daß sie diesmal nicht entkommen konnte. Wer nun aber geglaubt hätte, sie werde sich einfach ergeben, täuschte sich sehr. Nein, sie stellte sich in feindliche Position und wollte tapfer den ungleichen Kampf aufnehmen. Noch jetzt sehe ich das schöne Thier vor mir, wie es, an der Wand halb aufge-

richtet, den Kopf mit halbgeöffnetem Rachen nach mir gerichtet, mich mit vor Wuth zornfunkelnden Augen ansah. Und als ich meine Hand näherte, um sie zu ergreifen, schnellte sie in kräftigem Sprunge danach und biß sich in einen Finger fest, indem sie nun die Augen zudrückte und krampfhaft fester und fester biß, mit einer Kraft, die man ihr nie zugetraut hätte. Dennoch ließ ich sie gewähren, ohne die Hand zu bewegen, und als ihre blinde Wuth endlich nachgelassen und sie meinen Finger freiwillig losließ, steckte ich ihr schnell einen Mehlwurm, für sie einen großen Leckerbissen, in das immer noch zornig zu neuem Bisse geöffnete Maul. Wüthend biß sie zu und — konnte der Lockung nicht widerstehen, sondern verschluckte den guten Bissen und verschwand dann im Gebüsch. Andern Tages war sie schon nicht mehr so ungeberdig und ich konnte ihr wieder einige Mehlwürmer beibringen. —

So war ihr Trotz bald gebrochen, sie faßte Zutrauen, fraß mir bald aus den Fingern die dargereichten Bissen und kroch sogar auf die dargebotene Hand: kurz, wir wurden bald die besten Freunde. Sie kam mir entgegen, wenn ich das Terrarium betrat, ließ sich streicheln, sogar beliebig ergreifen und geduldig hin- und herdrehen und von allen Seiten betrachten zu Demonstrationen, denn sie wußte wohl, daß sie jedes Mal zur Belohnung einige Leckerbissen erhielt. Nicht lange ging es, so wollte sie stets die erste sein, die Nahrung erhielt, und kletterte zu diesem Zwecke auf den Tisch, worauf ich meinen Thieren das Futter herrichtete, kroch zwischen meinen Händen und Fingern herum und nahm ungenirt das Beste vorweg. Dies hätte nun zwar als große Zudringlichkeit angesehen werden können, allein nachdem wir Freundschaft geschlossen, bewies das nur die große Intelligenz meiner Freundin. —

Mehr noch! Eines Tages, als ich das Terrarium betrat, kam sie aus dem Gebüsche auf einen Felsblock und sprang von da ganz einfach in ziemlich weitem Sprunge an mich, indem sie sich mit ihren Krallen an meinen Kleidern festhielt, an mir hinaufkletterte bis auf die Achsel und von da den Arm hinunter, zutrauensvoll in meine Hand, wo sie ruhig verblieb, bis sie einige Leckerbissen empfangen oder so lange es ihr sonst beliebte. Dies that sie von nun an öfters.

Auch die Eifersucht regte sich bei ihr, namentlich wenn ich den andern Eidechsen Mehlwürmer zuwarf. Sie näherte sich dann diesen, nahm eine höchst drohende Stellung an, indem sie sich recht hoch auf die Vorderbeine stellte, mit dem Nacken eine Art Katzenbuckel machte und nun steif wie auf Stelzen ging. Dann beschrieb ihr langer Schwanz, wenn es ihr recht ernst war, schlangenartige, schnelle Bewegungen hin und her.* Die Angegriffene ergriff entweder sofort die Flucht oder nahm dieselbe Stellung an, was bedeutete, sie wolle den Kampf aufnehmen. Nun bewegten sich beide langsam, gravitätisch und trotzig stelzend umeinander im Kreise herum, bis ein Angriff erfolgte, wobei beide blitzschnell, so daß man nicht unterscheiden konnte, was geschah, einen Augenblick am Boden herumkugelten. Dann erfolgte eine wilde Flucht und Verfolgung, ein Rascheln in den Pflanzen, ein Schwanken derselben da, wo die Flucht durch ging, und Alles war verschwunden. Stets blieb meine Freundin Siegerin bei diesen Kämpfen. Sie fühlte sich mächtig, stark und jedem Angriffe gewachsen, im Bewußtsein der Anwesenheit ihres mächtigen Freundes und Gönners.

---

* Dies geschieht auch, wenn sich mehrere Männchen um ein Weibchen bewerben und sich bekämpfen wollen.

So vergingen die Jahre. Jeden Herbst verschwand meine Lieblingseidechse zum Winterschlaf und im Frühling, nach der langen Trennung, kam sie mir zuerst entgegen zum Gruß und zur Erneuerung unserer Freundschaft. Aber die Jahre fingen an sie zu drücken, und immer mehr stellten sich die Zeichen des Alters ein.

Nicht erschien sie mehr im Frühlinge im Prachtgewande, immer düsterer wurden ihre Farben, immer matter ihr Blick, immer seltener wallten gegen ihre Kameraden die wilden Leidenschaften auf. Sie hatte auch einmal in einem Kampfe einen Theil ihres Schwanzes verloren. Dieser war ihr zwar wieder nachgewachsen, aber nicht mehr zur vorherigen Länge, und ihre Beweglichkeit hatte gelitten. Im vierten Jahre unserer Freundschaft war sie das vollendete Bild einer Eidechsengreisin. Sie kam immer matter daher und fraß nur noch, was ich ihr reichte. Nicht einmal eine Heuschrecke konnte sie mehr in Aufregung versetzen, was früher stets der Fall war. Nur noch mir zu Liebe machte sie Bewegungen, sonst lag sie des Tags an der Sonne und zog sich Abends in ihr Versteck zurück. Als sie sich im Terrarium zum fünften Male zum Winterschlaf zurückzog, fürchtete ich, es sei unser letzter Abschied. Doch sie erschien nochmals im frühsten Frühling 1885, doch nur, um mich noch einmal zu sehen; am 16. Februar dieses Jahres starb sie lebensmüde.

Die Perleidechse, Lacerta ocellata,

gehört nicht als Bewohnerin der Schweiz hieher, da sie eine ächte Afrikanerin ist, sondern sie hat hier deßhalb Platz gefunden, weil sie das dritte Glied einer Reihe ist, welche die Zauneidechse und die Smaragdeidechse begonnen haben. Eben so wie es große, alte Exemplare der Zaun-

eidechse giebt, welche von Nichtkennern von der grünen Eidechse nicht oder kaum unterschieden werden können, ebenso leicht kann diese mit der Perleidechse verwechselt werden. Diese wird nämlich nicht viel größer, als große Exemplare der erstern, hat aber eine viel gedrungenere und robustere Gestalt und bietet daher mehr ein Bild der Kraft, als der Geschmeidigkeit. An jeder Seite des Körpers finden sich bei den erwachsenen Männchen erbsengroße, stahlblaue Flecken, die aber bei jungen Männchen und bei den Weibchen fehlen. Die stahlblaue Kehle während der Brunstzeit haben die Männchen mit denen der grünen Eidechse gemein. Der Schwanz ist nur etwa $1\frac{1}{2}$ mal so lang als der Körper. Ein sicheres Unterscheidungszeichen ist die Färbung der Unterseite des Schwanzes, denn dieser ist, namentlich etwa im ersten Viertheil, unten weißlich, aber einzelne zerstreute Schuppen sind dunkel gefärbt, so daß er unregelmäßig punktirt erscheint. Im Terrarium konnte durch diese Punkte sicher eine Perleidechse von einer Smaragdeidechse unterschieden werden, wenn auch nur ein Theil des Schwanzes sichtbar war. —

Am 23. Juni 1883 kamen mit einer Sendung lebender Thiere aus Tunis auch sechs Perleidechsen an, prächtige, kräftige Gestalten, von denen die größte 55 Centimeter maß. Dieselben hatten sich bald im Terrarium eingewöhnt, wobei es sich aber zeigte, daß sie ihre Wildheit nicht so leicht ablegten, wie die grünen Eidechsen. Trotz aller Bemühungen blieben sie im ersten Jahre sehr scheu und furchtsam, zeigten aber eine vortreffliche Ortskenntniß. Wenn sie sich auch fern von ihren Schlupfwinkeln, selbst angelegten Höhlen, sonnten, so eilten sie, wenn Jemand das Terrarium betrat, doch in geradester Linie auf dieselben zu, nur ihnen etwa wohlbekannte Hindernisse um-

gehend. Nie wichen sie aber bei diesen Fluchtversuchen dem Wasser aus, sondern durchschwammen auch die weitesten Wasserbehälter auf der kürzesten Linie und zwar mit großer Raschheit. Im zweiten Jahre fraßen sie hie und da einige Stückchen Kalbfleisch oder frische Ameisenpuppen, die ihnen, an eine Nadel gespießt, welche selbst mit einem Korke an einer Glasröhre befestigt war, gereicht wurden, kamen aber nie näher und konnten auch nicht daran gewöhnt werden, aus der Hand zu fressen.

Wie alle Eidechsen, verlangen sie in der Nahrung häufig Abwechslung. Wenn man auch einmal glaubt, man habe eine Art Nahrung ausfindig gemacht, die ihnen sehr gut munde, so hört dennoch bald die Freßlust wieder auf, was stets ein Zeichen ist, daß man ihnen wieder etwas Anderes bieten müsse. Diese Eigenschaft der Eidechsen verursacht viele Mühe und ist häufig die Ursache, daß sie nicht wohlgenährt erhalten werden können. Sie hängt wohl damit zusammen, daß in der Freiheit naturgemäß mit der vorrückenden Jahreszeit beständig andere Kerbthierarten und überhaupt andere solche Thiere erscheinen, die ihnen zur Beute werden. Im Terrarium wurde für die Perleidechsen folgende Reihenfolge festgesetzt: Früh im Frühlinge, beim Hervorkommen aus dem Winterschlafe, wurde ihnen rohes Kalbfleisch, in kleine Stückchen geschnitten, an der Nadel gereicht. Etwas später, wenn die Gartenarbeiten begannen, kamen die Regenwürmer an die Reihe. Wenn diese nicht mehr beliebten, so bildeten fette Engerlinge willkommene Mahlzeiten, und später die Maikäfer, die sie gerne nahmen. Dann, etwa im Juni, folgten die Gehäuseschnecken, von denen namentlich Helix arbustorum beliebte, die eine nicht sehr harte Schale besitzt, und wie eine Nuß aufgeknackt wurde. (Den grünen Eidechsen mußten sie stets aufge-

klopft und von der Schale sorgfältig befreit werden.) Anfangs Juli wurden viele Grillen eingesetzt, auf die sie zwar einige Zeit eifrig Jagd machten, die ihnen aber doch sehr bald verleideten. Zu haselnußgroßen Klumpen zusammengeballte, frische Ameisenpuppen dienten ihnen nun zur Nahrung, und zwar gefiel ihnen diese sehr lange, auch wenn ihnen täglich eine große Zahl solcher Klumpen, auf einem Bleche vertheilt, dargereicht wurden. Endlich erschien der August, wo für den Terrariumbesitzer eigentliche Ferien begannen. Denn nun erschienen in Hülle und Fülle die Heuschrecken, die für alle Eidechsen und einen großen Theil der andern Terrariumsbewohner die beliebteste natürliche Nahrung bilden und von denen täglich eine Menge im Terrarium freigelassen wurden, wobei man nicht ängstlich aufpassen mußte, daß jede Eidechse ihre Portion bekam, wie es bei anderer Nahrung war; denn sobald sie das durch das Hüpfen der Heuschrecken verursachte Geräusch hörten, erschienen die Jäger überallher und begannen eifrige Jagd zu machen. Diese Nahrungsart mußte dann aushalten bis zum Winteranfang.

Ende April begann im Terrarium die Annäherung der Geschlechter. Die Männchen verfolgten bei schönem Wetter und hoher Temperatur oft die Weibchen. Ende April 1885 konnte zum ersten Male die Begattung beobachtet werden und später öfters, bis in den Juni hinein. Diese geht ganz analog vor sich, wie bei den Zauneidechsen. Mitte Juni waren die Weibchen trächtig, und am 5. August fanden sich einige Eier, die 15 Millimeter lang und 12 Millimeter breit waren, leider aber nicht zur Entwicklung gelangten.

Ein Weibchen starb im Juli an Legenoth. Auch litten mehrere Perleidechsen in dieser Zeit an eigenthümlichen Geschwürbildungen, namentlich an den Zehen und am

Kopfe, an denen nach und nach alle zu Grunde gingen, bis auf ein Weibchen, das heute noch (im Sommer 1889) gesund und kräftig ist. Da dasselbe gerade das wildeste Exemplar der ganzen Kolonie war, das nie eine ihm angebotene Nahrung annahm, so muß daraus geschlossen werden, daß die Geschwürbildung eine Folge von unzweckmäßiger Nahrung war, und endlich konnte ziemlich sicher ausfindig gemacht werden, daß gewisse Gehäuseschnecken diese Krankheit, an der auch die grünen Eidechsen hie und da litten, verursachten. — Das letzte Exemplar der Perleidechse ist heute noch so wild und unbändig, wie am Tage seiner Ankunft.

Hier muß aber nun auch noch die zweite bei uns einheimische Eidechsenart erwähnt werden. Es ist das die

Mauereidechse, Lacerta muralis,

die neben den andern schon erwähnten oft das Terrarium belebte. Sie ist bedeutend kleiner, als die Zauneidechse, auch schlanker gebaut und von oben wie flach gedrückt. Auch fehlt ihr die Farbenpracht dieser. Sie hat nur unscheinbare graue und braune Zeichnungen, und das Grün fehlt ihr vollständig. In ihrer Lebensart gleicht sie fast vollständig der andern einheimischen, nur hält sie sich, wie ihr Name andeutet, an sonnigen Mauern oder ebensolchen Felsen auf, statt auf der flachen Erde. Auch nährt sie sich von zarterer Nahrung, indem sie nur kleine Insekten zur Nahrung wählt. Im Terrarium fraß sie nur Mehlwürmer und Spinnen, konnte aber mit erstern eben so zahm gemacht werden, wie die Zauneidechse.

Auch die Begattung und Fortpflanzung fand im Terrarium statt und ging ganz analog und zu den gleichen Zeiten vor sich, wie bei der genannten Eidechse.

Die unsere ist aber, ihrem Körperbau angemessen, viel unruhigeren Temperamentes und viel flinker in ihren Bewegungen. Man kann wohl sagen, sie sei ruh- und rastlos. Pfeilschnell eilt sie ihres Weges fort, bald senkrechte Mauern hinan, bald auf den künstlich angebrachten Vorsprüngen dahinhuschend. Jedes Hinderniß überwindet sie mit Leichtigkeit. Sie schnellt sich in fast wagrechtem Sprunge von einem Vorsprung zum andern oder über Vertiefungen hinweg, die für sie in Bezug auf Tiefe und Weite sich zum wahren Abgrund gestalten. Trotz all dieser Hindernisse geht ihr Lauf in gleichmäßiger Schnelligkeit fort, und keines ist im Stande, auch nur den kleinsten Halt oder die kleinste Verzögerung zu bewirken. Sie nimmt sich auch seltener die Zeit, sich zu sonnen, ist beständig in Bewegung und auf der Wanderung. Dieser großen Schnelligkeit aber hat sie es zu verdanken, daß sie seltener in Gefangenschaft geräth, als ihre Verwandte, die Zaneidechse.

Zu den Eidechsen gehören noch eine Anzahl Thiere, welche man bei oberflächlicher Beobachtung leicht für Schlangen halten könnte, indem ihr Körper insofern schlangenähnlich ist, als er keine Beine besitzt. Es sind die Schleichen. Vom Volke werden sie auch wirklich als solche angesehen, und zwar oft noch als recht gefährliche. Ist doch der Name Blindschleiche schon so ausgelegt worden, als ob das ein Thier wäre, das einen Menschen blind mache, wenn es ihm über die Augen schleiche. Der anatomische Bau des Skeletts entspricht dem einer ächten Eidechse, nur fehlen die Knochen der Extremitäten zum größten Theile, oder sie sind verkümmert. Auch die Le-

bensweise der Thiere und ihre Gewohnheiten zeigen, daß sie nicht zu den Schlangen gehören. Man kann wohl sagen, es seien Eidechsen ohne Beine. — Der einzige bei uns einheimische Vertreter ist die

Blindschleiche, Anguis fragilis.

Eine trockene Ecke des Terrariums, zwischen der steinernen Wand und einer lockern Stützmauer, die eine Pflanzengruppe umgiebt, ist mit trockenem Moose ausgefüllt, um diese Lücke etwas zu verbergen. Ein Theil der Stützmauer und der Pflanzengruppe ist im Sommer den größten Theil des Tages hindurch der Sonne ausgesetzt. Diese Stellen sind ihr Aufenthaltsort. Die Blindschleiche nährt sich namentlich von solchen Kerbthieren, die sich unter Steinen und an dunklen Orten aufhalten, und in der Freiheit dürfte der Regenwurm ihr öfters zur Beute fallen, als den Eidechsen, die sich nicht an die Orte hinbegeben, wo er sich aufhält. Im Terrarium frißt sie nebst ihrer natürlichen Nahrung auch wieder sehr gerne Mehlwürmer, die sie bald zu ihrer Lieblingsspeise macht.

Sie sucht aber ihre Nahrung nicht nur an der Oberfläche der Erde, wie das die Eidechsen thun, sondern sie kriecht zu diesem Zwecke auch im Moose herum, durchsucht die Mauerritzen und die Löcher in denselben, sowie die Löcher und Höhlungen in der Erde, wobei ihr schlanker, walzenrunder, glatter und überall fast gleich dicker Körper ohne alle Vorsprünge und Anhängsel ihr sehr zu statten kommt. In der Bewegungsfähigkeit steht sie den Eidechsen sehr nach, wenn sie sich auf ebener Erde bewegt. Dann kriecht sie nämlich ziemlich schwerfällig, weil bei ihr die Rippen nicht zur Fortbewegung durch wellenförmige Bewegungen mithelfen, wie bei den Schlangen. Sie bewegt

sich nur durch Hin- und Herkrümmen des Leibes vorwärts, wobei dieser sich an Gegenstände, wie Pflanzenstengel, Steine oder Unebenheiten anschmiegt. Beim Durchsuchen von Moos aber ist sie sehr geschickt, und findet leicht die Mehlwürmer, die den andern Thieren entgangen sind und sich hier verkrochen haben, oder die Regenwürmer, die sich in den untern feuchten Partien desselben und darunter, auf der feuchten Erde, aufhalten. Weil die Blindschleiche ihrer Beute auch unterirdisch nachgeht, ist sie viel leichter zu ernähren, als die Eidechsen, die alles, was man ihnen vorwirft, nur dann nehmen, wenn sie es sehen, auch nicht mehr suchen, sobald es ihrem Gesichte entschwunden ist, und denen deßhalb mancher Mehlwurm entgeht, wenn er sich schnell ins Moos oder unter Blätter verkriechen und verbergen kann. Sicher fällt er dagegen dann später einer Blindschleiche zur Beute.

Der Kopf dieses Thierchens gleicht vollständig dem einer Eidechse. Der Ausdruck der Augen ist sanft, gegenüber dem der Schlangen, der scharf und wild ist. Die Kinnladen machen beim Fressen kauende Bewegungen und sind keiner Erweiterung fähig, um große Stücke zu verschlingen, was wieder die Schleichen zu den Eidechsen stellt und von den Schlangen unterscheidet. Wenn sie in ihrer Lieblingsstellung im Laub oder in Pflanzenabfällen verborgen liegt und nur den vordern Theil beobachtend erhebt, so daß der Kopf hervorsieht, oder wenn sie den Kopf aus einem Mauerloch hervorstreckt, so muß einer schon ein ziemlicher Kenner sein, wenn er sie nicht mit einer Eidechse verwechselt.

Die Häutung der Blindschleiche findet im Jahr mehrmals statt, und zwar nicht, wie bei den Eidechsen, indem sich die alte Haut in Fetzen ablöst, sondern bei der Ab-

streifung wird die alte Haut zusammengestoßen und bildet nachher einen wulstigen Ring, der wieder auseinander gezogen werden kann und dann wieder einen Schlauch bildet. Dabei bleibt sie aber doch nicht ganz, wie bei den Schlangen, sondern man findet gewöhnlich wenigstens zwei Stücke, wovon eines langgezogen bleibt, aber ziemlich fest und hohl sich zeigt, so daß ein „Blindschleichenhemd“ und ein „Schlangenhemd“ leicht von einander zu unterscheiden sind.

Im Terrarium haben die Blindschleichen alle Jahre lebendige Junge geboren, und zwar konnte das Gebären in den Monaten Juli, August und September beobachtet werden. Die Begattung kann nur selten gesehen werden, weil sie stets an sehr verborgenen Orten stattfindet. Einmal gelang es, sie deutlich zu beobachten, im Mai 1886. Der Vorgang ist ganz gleich, wie bei der Zauneidechse. Das Männchen packt das Weibchen etwa in der Mitte des Körpers von der Seite mit den Kinnladen und biegt dann den Körper zu einem Kreise, so daß seine Kloakenöffnung nach oben schaut und unter diejenige des Weibchens zu liegen kommt, worauf die Geschlechtswerkzeuge herausgestülpt und verbunden werden.

Beim Gebären der Jungen kriecht die Blindschleiche lebhaft umher, windet sich um die Stengel der Pflanzen und durch das dichteste Pflanzengewirr, so daß sie beständig von vorn nach hinten gestrichen wird. Die Geburt geht sehr langsam von statten und dauerte nach einer Beobachtung im Jahre 1882 eine ganze Woche, während welcher Zeit zehn lebendige Junge geboren wurden, 8 Centimeter lange niedliche Thierchen, die auf dem Rücken hellgelb waren, mit einem dunkeln scharfbegrenzten Strich in der Mitte. Auf den Seiten sind sie bräunlich und am Bauche bleigrau. Ein ander Mal, bei einer sehr großen,

alten Blindschleiche, maßen die Jungen 10 Centimeter und darüber, so daß die Größe der Mutter auch die Größe der Jungen bedingt.

Bei der oben beschriebenen Geburt junger Blindschleichen benahm sich eine zahme Haubenmeise sehr unanständig. Kaum hatte sie das erste frischgeborene Junge bemerkt, so stürzte sie sich darauf, wie ein Raubvogel, und entführte das arme Thierchen durch die Luft. Auf einem Aestchen wurde es mit dem Schnabel bearbeitet und verzehrt. Nun war sie beständig um die alte Blindschleiche beschäftigt, und sobald ein Junges zum Vorschein kam, ging es ihm nicht besser, wie dem zuerst geborenen, bis die räuberische Meise zur Strafe eingesperrt wurde.

Es wickelt sich in der Natur manches Drama ab, zu dem es gute Einsicht braucht, wenn man es beurtheilen will, und das zarte Nerven in Aufregung versetzen könnte. Immerhin giebt der Mensch zum guten Theil in Betreff der Grausamkeit dem Thiere nichts nach, wie man sich täglich überzeugen kann, wenn man will, und nicht gleichgültig dahin gehörende, althergebrachte Gewohnheiten übersieht.

Auch ausländische Echsenarten wurden und werden im Terrarium häufig gehalten. Die schon behandelte Perleidechse gehört schon zu diesen. Von den andern soll hier in erster Linie noch

der Scheltopusik, Pseudopus Pallasii,

erwähnt werden; ein Thier, das von den meisten Besuchern ebenfalls als Schlange angesehen wird, und zwar in Anbetracht seiner Größe mit etwas mehr Recht, als die Blindschleiche. Der Scheltopusik ist eine große Schleiche aus

der Familie der Hautfältler, bei denen auf jeder Seite ihres Körpers sich eine tiefe Hautfalte der ganzen Länge nach zieht. Sein Vaterland ist Dalmatien.

Im Frühlinge 1881 kamen drei Exemplare in meinen Besitz, wovon aber eines bald umkam. Heute lebt noch eines, das inzwischen eine Länge von nahezu einem Meter erlangt hat.

Außer durch die Hautfalte, die 6—8 Millimeter tief ist, fällt seine Gestalt durch die hornartige, in Längsfelder abgetheilte Oberfläche auf. Der Durchmesser des Körpers bildet deßhalb ein Polyeder von 28 Seiten, denn über den Seitenfalten, auf dem Rücken, befinden sich 13 solcher Längsfelder und am Bauche ebenfalls 13. Die Farbe ist gleichmäßig braun, am Bauch und an der Kehle aber heller. Daß der Scheltopusik keine Schlange ist, zeigt er schon durch die Art der Nahrung, denn er frißt allerlei Kerbthiere, außerdem auch Wirbelthiere, schlingt sie aber nicht, wie die Schlangen, hinunter, sondern mit kauender Bewegung, ähnlich wie die Eidechsen.

Im Anfange wurde das Exemplar des Terrariums mit Mehlwürmern und Regenwürmern gefüttert, wovon es die erstern bald aus der Hand nahm. Bald zeigte sich aber, daß ihm diese geringen Bissen nicht genügten. Da und dort erschien eine Eidechse, welcher der Schwanz fehlte; die länglichen, ovalen Exkremente des Scheltopusikes, welche die Windungen des Darmkanals sehr schön zeigen, waren stark vermischt mit den Schuppen dieser Schwänze und verriethen den Missethäter.

Nun wurden ihm Schnecken gereicht, von denen das Gehäuse entfernt war. Diese fraß er aber nur sehr ungern, wenn er Hunger hatte, und wieder verübte er ein Attentat auf eine grüne Eidechse, wobei er beobachtet werden konnte.

Es war ein mageres, krankes Exemplar von etwa 25 Centimeter Länge, das er am Schwanze gepackt und schon bis zu den hintern Beinen hinuntergeschluckt hatte. Nun drehte er sich beständig um seine Längsaxe herum in der Absicht, der Eidechse so den Schwanz abzudrehen, was ihm aber bei dieser schwachen nicht gelang, indem sie durchaus keinen Widerstand leistete, also mitgedreht wurde. Als das nicht half, würgte er die ganze Eidechse hinunter, was ihm zwar viele Mühe verursachte, aber zuletzt doch gelang, denn er besitzt ein weitgespaltenes Maul und einen weiten Schlund.

Ein andermal wurde er ertappt, als er eine Blindschleiche, also eine nahe Verwandte, mitten entzwei biß und dann die beiden Hälften verspeiste. Dann wieder zeigte es sich, daß er die in einer großen, mit Erde gefüllten Schüssel gehaltenen Regenwürmer entdeckt hatte, die den Bewohnern des Terrariums als Nahrung dienen sollten. Er wurde dort mehrmals dabei betroffen, wie er mit dem Kopfe Löcher in die Erde bohrte und Regenwürmer herausholte. Dies alles deutete darauf hin, daß er immer noch nicht genügend Nahrung erhielt, obschon ihm viel Regenwürmer gereicht wurden, so lange man sich deren verschaffen konnte, auch hie und da Ameiseneier, ja schließlich todte Mäuse, die in Fallen gefangen worden waren. Als einmal ein Nest mit 12 jungen Mäusen zum Vorschein kam, wurden sie ihm vorgesetzt, und er schien sie als große Leckerbissen zu betrachten, denn er fraß auf einmal alle nacheinander.

Wenn man also verhüten wollte, daß er die Eidechsen und Blindschleichen beständig schädigte und tödtete, so mußte unbedingt ein Nahrungsmittel ausfindig gemacht werden, das zu jeder Zeit in genügender Menge erhältlich

war. Dies fand sich schließlich im rohen Kalbfleisch. Als ihm zum ersten Male solches in mundgerechten, etwa bohnengroßen Stücken gereicht wurde, fraß er etwa 100 Gramm auf einmal. Seither ist rohes Kalbfleisch seine Hauptnahrung, und alles andere nur Zubehörde oder Dessert, und er gedeiht vortrefflich dabei. —

Im Herbste begiebt er sich schon Anfangs Oktober zum Winterschlaf, indem er in die Erde eine Höhlung bohrt, in der er sich beständig aufhält. Wenn die Sonne scheint, kommt er zwar im Oktober noch zum Vorschein, im November aber verschwindet er ganz, indem er sich nun vollständig in die Erde vergräbt. Als einmal im Winter wegen Reparatur Erde weggeräumt werden mußte, fand er sich über 20 Centimeter tief unter derselben.

Im Frühling verläßt er sein Winterquartier im März oder bei ungünstigem Frühlinge im April und häutet sich zugleich zum ersten Male. Seine braune und an der Kehle isabellgelbe Farbe erscheint dann nach der Häutung viel frischer und das ganze Thier wie polirt. — Eine zweite Häutung findet im Juni statt, eine dritte Mitte Juli, eine vierte Ende August, und die fünfte und letzte kurz bevor er sich zum Winterschlaf anschickt.

Bei der Häutung wird die alte Haut vom Kopfe nach hinten zusammengestoßen und findet sich dann häufig als zusammengetrockneter Ring, dessen Oeffnung dem größten Umfang des Leibes entspricht, oft aber auch nur in einzelnen Stücken vor.

Während der Julihäutung und einige Zeit nachher verschwindet er im Terrarium regelmäßig auf etwa 14 Tage, so daß man einmal glaubte, er sei entwischt. Aber er erschien dann wieder mit der neuen Politur nach der Häutung. Es muß dies als ein kurzer Sommerschlaf betrachtet

werden, der im Terrarium bei vielen Reptilien und Lurchen während der heißesten Jahreszeit beobachtet werden konnte.

Die Lebensweise des Scheltopusik ist sonst eine ziemlich monotone. Er sonnt sich gerne, wie alle Reptilien, und um ein recht sonniges Plätzchen zu erlangen, nimmt er sogar für ihn ziemlich schwierige Kletterübungen vor. So war im Jahre 1881 die Krone eines Lorbeerbaumes sein Lieblingsplätzchen. Auch ins Wasser begiebt er sich im Sommer bei allzu großer Hitze gerne und verweilt hier dann längere Zeit. Um sich darin zu verbergen, hält er sich oft lange Zeit unter Wasser auf, und auch dann, wenn er sich unbeobachtet glaubt, streckt er nur den Kopf aus dem Wasser hervor.

Hie und da, jedoch im Ganzen ziemlich selten, läßt er eine Stimme hören, ein leißes Knurren, z. B. wenn er Hunger hat und ihn dann der Anblick einer Eidechse in Aufregung versetzt. Wahrscheinlich ist dies auch sein Paarungsruf.

Sonst kann man nicht sagen, daß er ein besonders intelligenter Bursche sei. Seine Zähmungsfähigkeit ist keine große, und was er bis zum Herbst gelernt hat, z. B. aus der Hand fressen, ist regelmäßig bis zum Frühling wieder verschlafen. Nur kennt er seinen Herrn wohl, was er dadurch beweist, daß er, wenn er Hunger hat, den Kopf irgendwo hervorstreckt und ihn ansieht, sobald er erscheint. Und auch, wenn ihn derselbe erfaßt, um ihn Jemanden vorzuweisen, so dreht er sich zwar in der ihn festhaltenden Hand unzählige Male um sich selbst herum, exkrementirt ihn aber dabei nicht an, wie es ein frisch erhaltener, noch „unkultivirter“ etwa im Brauch hat.

Wie alle Amphibien und Reptilien ist der Scheltopusik äußerst empfindlich gegen Tabak und Nicotin, was

dem zweiten der drei, die ursprünglich im Terrarium waren, das Leben kostete.

Dieser war jeden Frühling etwas matt und kränklich und wurde deshalb mit besonderer Sorgfalt behandelt. Im März 1883 war er wieder so und sollte nun in ein sonniges Logis, ein Schaufenster, verbracht werden zu einer besonderen Behandlung. Zu diesem Behufe beförderte ihn sein Herr in eine Tasche seines Rockes, worin er etwa 10 Minuten verblieb. In der gleichen Tasche befand sich aber auch eine schon längere Zeit gebrauchte Cigarrenspitze aus Weichselholz, die also mit Tabaksaft stark imprägnirt war. Dies genügte, um den armen Burschen so zuzurichten, daß er beim Herausnehmen aus der Tasche schon ganz gelähmt, kaum mehr einer Bewegung fähig und das Auge gebrochen war. Trotz allem Baden, Reinigen des Mundes mit Wasser und anderer Behandlung erholte er sich nicht mehr. Er ließ eine dunkle Flüssigkeit aus dem halbgeöffneten Maul laufen und war andern Tages todt, so daß seitdem sein Gefährte ein Einsiedlerleben führen muß, mit dem er aber ganz zufrieden scheint.

Von diesem zweiten ziert das Skelett die Sammlung des Besitzers, an dem besonders die unvollständigen Knochen der hintern Beine auffallen, während dem von den vordern Extremitäten auch am Skelett keine Spur erkenntlich ist. Uebrigens können selbst am lebenden Thiere die verkrüppelten hintern Beine als kleine Stummeln beobachtet werden.

Ein weiterer Ausländer des Terrariums, ein Afrikaner, ist die

Sandwühle, Gongylus ocellatus,

nach dem arabischen Namen auch Tiligugu geheißen. In Bezug auf Körperbildung und Lebensart ist sie ein Mittel-

ding zwischen ächten Echsen und Schleichen. Sie erreicht eine Länge von 20—30 Centimeter, ist von oben etwas flach gedrückt, so daß der Körper im Durchschnitt ein stumpfkantiges Rechteck mit gewölbten Seiten bildet, von etwa $2^1/_2$ Centimeter Breite und fast 2 Centimeter Höhe. Der Schwanz ist kurz, kegelförmig und nimmt kaum einen Drittheil der ganzen Körperlänge ein. Die Färbung ist am Rücken etwas dunkler, an den Seiten und am Bauch heller isabellgelb, am Rücken mit dunkelbraunen, kleinen Flecken, und an jeder Seite mit einer ebensolchen, unregelmäßigen Binde.

Sie besitzt zwar vier Beine, benutzt dieselben aber öfters gar nicht zum Gehen. Auf ebener Erde schreitet sie zwar, ihr Gang ist aber schwerfällig und ähnelt demjenigen einer Eidechse, die den Schwanz nahe am Körper verloren hat. Sobald sie aber in dichtem Gras, Moos oder Sand sich bewegt, so kriecht sie, wie eine Blindschleiche, durch schlängelnde Bewegungen des Körpers und legt dann die Extremitäten nach hinten flach an den Körper an. Beim Liegen an der Sonne hebt sie die hintern Beine in die Höhe und kreuzt sie über dem Rücken.

Sie lebt im Freien in sandigem Terrain, dem ihre Färbung auch entspricht, und wühlt sich bei Gefahr schnell in den Sand ein, indem sie dabei ebenfalls die hintern Beine nicht gebraucht, sondern nur mit den vordern nach vorwärts wühlt, wobei auch der Kopf mithilft, während dem der übrige Körper kriechend nachfolgt. Auch im Terrarium benimmt sie sich im Sande gleich.

Jetzt hat sie dort an sonniger Stelle in der Erde Höhlen angelegt, vor denen sie bei günstiger Witterung, im lockern Pflanzenwuchs verborgen, sich sonnt. Wenn sie aber gestört wird, zieht sie sich eilends in ihr Erdloch zurück,

wobei sie wieder alle vier Beine nach hinten an den Leib eng anschmiegt, und schleicht dabei, wie eine Blindschleiche. Auch im dürren Moos lieben es die Tiligugu herum zu kriechen, und da einmal eine Partie solches an einem Fenster lag, so konnte man durch dieses zuschauen, wie sie sich dabei benahmen. Sie hoben sich, wenn sie einmal darunter waren, möglichst hoch auf alle vier Beine, und stemmten den breiten, flachen Rücken nach oben, der dabei noch einen Bogen bildete. Dann fuhren sie plötzlich mit einem Rucke nach vorwärts, wobei der Kopf lebhafte Wühlbewegungen machte, und wieder gings hierauf von vornen an.

Im Terrarium halten sie in ihren selbstgegrabenen Erdhöhlen auch einen regelrechten Winterschlaf, trotzdem das in ihrem Vaterlande wohl kaum vorkommen wird. Sie werden dabei steif und bewegen sich fast nicht, wenn man sie in die warme Hand nimmt. Im Frühlinge aber erweckt sie die Sonne wieder, ganz analog, wie es bei unsern einheimischen Reptilien vorkommt. Die erste Sendung von 12 Stück, die im Jahre 1882 von Tunis kam, ging im Winter zu Grunde, weil sie in künstlicher Wärme gehalten wurde. Im Jahre 1883 kam eine zweite Sendung an, und weil diese sich selbst nach Belieben ihre Winterquartiere aussuchen konnten, überwinterten sie in ihren selbstgegrabenen Erdgängen ganz vortrefflich, indem sie in eigentlichen Winterschlaf verfielen.

In der Nahrung sind die Tiligugu gar nicht wählerisch, und fressen Alles, was ihnen zusagt, nach Art der Blindschleichen. Namentlich lieben sie Regenwürmer und Raupen, die sie erfassen und zuerst am Boden herumzerren, ehe sie dieselben fressen. Frische Ameisenpuppen sind ihnen ein Leckerbissen. Eine Bremse wird in plötzlichem Vor-

schnellen bewältigt, ebenso ein Schmetterling, wobei die Thiere eine ungeahnte Behendigkeit entwickeln. Einmal wurde auch eine junge Zauneidechse vergewaltigt und mit Stumpf und Stiel aufgefressen. Gehäuseschnecken werden entweder aufgeknackt, wenn sie klein sind und weiche Gehäuse besitzen, wie etwa Succinea, oder wenn sie größer sind, wie Helix arbustorum, an dem aus dem Gehäuse hervorragenden Theil erfaßt und so lange hin- und hergezerrt und gedreht, bis die Schnecke aus dem unversehrten Gehäuse gerissen ist. Die bequemste Nahrung im Terrarium ist rohes Kalbfleisch, das sie sehr gerne fressen, sogar aus der Hand, wenn es in kleine Stücke zerschnitten ist.

Der Tiligugu hat sich im Terrarium alljährlich fortgepflanzt, jedoch konnte die Begattung bis jetzt nie beobachtet werden. Vom April an verfolgten die Männchen die Weibchen. Im Juli und August waren die letztern trächtig, und im September und Oktober gebaren diese je 5—6 lebendige Junge. Einmal geschah dies sogar im August.

Im Jahre 1883 erschienen zum ersten Male Junge, am 7. September. Es zeigten sich deren sechs, die soeben geboren worden waren. Der Dotter hing noch in Form einer Kugel von ungefähr 1 Centimeter Durchmesser vermittelst eines etwa 2 Centimeter langen Stranges am Nabel. Gleich nach der Geburt häuteten sich die Jungen. Ihre Länge war 8 Centimeter, wovon 3 auf den Schwanz kamen. Sie waren übrigens genau das Ebenbild der Alten, bewegten sich lebhaft und schleppten den Dotter nach sich. Andern Tages war der Dotter und der Nabelstrang verschwunden. Einige Schlingnattern machten nun aber eifrige Jagd auf die jungen Gongylus, die sie als große Leckerbissen verzehrten. Es konnte nur noch einer gerettet werden, der

kleine Ameisenpuppen fraß, leider aber nach zehn Tagen entwischen konnte.

Ein anderes Mal wurden 6 Junge todtgeboren. Sie waren noch in die durchsichtige Eihaut eingehüllt, nur 6 Centimeter lang und mußten wohl als Frühgeburt betrachtet werden.

Seither konnte die Geburt nicht mehr so genau beobachtet werden, da sie jedesmal schon vorbei war, wenn die Jungen beachtet wurden. Auch die Aufzucht dieser gelang nicht, weil sie frei im Terrarium lebten und zwar gut gediehen, schließlich aber immer von den übrigen Einwohnern gefressen wurden, selbst als keine Schlingnattern mehr da waren. So geschah dies erst kürzlich wieder durch die Perleidechsen. Wenn diese kleinen, zarten Thiere aber isolirt und in Privathaft gebracht wurden, so verkümmerten sie und konnten nicht aufgebracht werden. Wo man die Natur walten läßt, herrscht eben der Kampf ums Dasein.

Da die Blindschleiche und die Sandwühle lebendige Junge gebären, die im Terrarium gehaltenen Eidechsen aber Eier, so könnte daraus geschlossen werden, daß dies ein spezifischer Unterschied zwischen Schleichen und ächten Eidechsen sei. Dies ist aber nicht der Fall, denn es giebt auch ächte Eidechsen, die lebendige Junge gebären. So die auch in der Schweiz, nicht aber im Aargau vorkommende Zootoca vivipara, oder Lacerta vivipara, die Bergeidechse, die bis jetzt noch nie im Terrarium gehalten wurde.

Noch zwei interessante afrikanische Eidechsen, die während längerer Zeit Bewohner des Terrariums waren, verdienen nun hier besprochen zu werden.

1) Das Chamæleon, Chamæleo africanus seu vulgaris.

Am meisten hört man von der wunderbaren Farbenveränderung desselben sprechen, und doch ist diese nicht das Auffallendste an ihm. Dem Zuschauer fielen stets zuerst die unsymmetrischen Bewegungen der Beine und der eigenthümlich gebildeten Augen auf. Die Farbenveränderung geht eben nicht so schnell vor sich, wie man sich gewöhnlich vorstellt. Es dauert im günstigsten Falle einige Minuten, meist aber noch länger, bis es eine andere Farbe angenommen hat. Auch kann es lange nicht alle Farben annehmen, wie im Volke der Glaube herrscht. Die afrikanischen Eingeborenen und dort lebenden Europäer sind der festen Ueberzeugung, daß es nur die scharlachrothe Farbe nicht annehmen könne, wie ein Herr versicherte, der Jahre lang an der Westküste Afrikas unter Negern gelebt hatte und deren Lebensart und Ansichten kannte.

Die Farbenveränderung des Chamæleon ist in erster Linie eine Anpassung an die Umgebung. Im Terrarium hatte es deßhalb, weil es sich meist in den dichten, grünen Kronen des Gebüsches und der Schlingpflanzen aufhielt, für gewöhnlich ein heller oder dunkler grünes Kleid angezogen, das oft noch gelb, auch orangegelb gefleckt oder marmorirt war. Wenn es sich aber auf der Erde befand oder wenn eine Mauer oder Sandfläche die Umgebung bildeten, so war seine Farbe gelblich oder hellgrau mit orangegelben Flecken. Abends, bei Licht, nahm es eine ganz hellgraugelbe Färbung an, die sich gegen den Bauch nach und nach in weiß auflöste. Im Schlafe war es grau oder hellgrün.

Aber nur, wenn es sich wohl fühlte und in einer ruhigen

Gemüthsstimmung sich befand, war seine Farbe der Umgebung angepaßt. Sobald es in einer unbehaglichen Stimmung oder krank war, wirkte dieser Zustand auf seine Leibesfarbe ein, die dann dunkelgrau, oft ins violette spielend oder fast schwarz wurde. Wenn der Krankheitszustand sich verschlimmerte und der Tod im Anzuge war, so fing vom Kopfe aus an eine hellgelbe Färbung Platz zu greifen, mit scharfen Konturen, die sich nach und nach über das ganze Thier verbreitete und oft mit orangegelben Flecken oder Strichen abwechselte. Der Kegel, worauf das Auge sitzt, hatte einmal nach dem eingetretenen Tode vom Augenstern aus sieben strahlenförmige, orangefarbene Streifen.

Am schnellsten vollführt sich die Farbenveränderung, wenn es sich ärgert oder in Zorn versetzt wird, was beides leicht bewerkstelligt werden kann, denn es ist ein sehr leicht erregbares, „gallichtes“ Thier. Innert weniger Minuten wird dann die Farbe, sie mag vorher gewesen sein, wie sie will, gleichmäßig dunkelgrau oder fast schwarz. Wird es nun noch mehr gereizt, so ändert sich die Farbe wieder. Als ein vor Aerger fast schwarzes einmal in die Hand genommen wurde, wo es sich in Wuth und Zorn krümmte, erschienen auf seiner Oberfläche zuerst überall helle, fast weiße Punkte, die immer größer wurden, bis es Flecken von fast Erbsengröße waren. Und ganz kurz darauf war die Färbung dunkelgrün, die Flecken gelb. Ein anderes, das krank war und deßhalb grau aussah, wurde in die Hand genommen, um in ein günstigeres Lokal getragen zu werden. Unterwegs war es grün geworden.

Die Färbung der Unbehaglichkeit geht, wenn die Situation sich bessert, wieder nach und nach in die der Anpassung über. Ein Chamæleon hing eines Morgens, weil die Tem-

peratur auf etwa 3° C. gesunken war, erstarrt mit geschlossenen Augen senkrecht von einem Zweige herunter, an dem es sich nur mit dem Wickelschwanze festhielt. Seine Farbe war dunkelgrau. Es wurde ruhig in dieser hängenden Stellung belassen, das ausgegangene Feuer im Ofen aber wieder angefacht. Bei zunehmender Temperatur fing es etwa bei 12° C. an, sich zu bewegen und die Augen zu öffnen. Seine Farbe wurde dabei grauviolett und ging bei etwa 15° C. nach und nach in diejenige der Anpassung an die Umgebung, in grün, über. Zuletzt erschienen noch einige gelbe Flecken. Es hatte sich nun auch wieder aus der hängenden Stellung in die sitzende emporgearbeitet. Im Terrarium wurden in den Herbstmonaten, wo die Temperatur häufig große Sprünge machte, wo also abwechselnd das Gefühl der Unbehaglichkeit mit der normalen Gemüthsstimmung abwechselte, noch folgende Färbungen beobachtet:
rauchgrau bei 8° C., bei 10° C., bei 19° C. und bei 25° R.
grün, gelbgestreift, bei 19° C.
grün, schwach gelbgesprenkelt bei 14° C.
grün, gleichmäßig gelb und grau marmorirt bei 14° C.
gelbgrün bei 12,5° C.
dunkelgrün bei 12,5° C.
aschgrau ins grünliche bei 10° C.
grau mit viel gelb bei 10° C.

Wenn ein Chamæleon krank ist, so geht jede Veränderung der Farbe viel langsamer vor sich, als bei einem gesunden Thiere, und je kränker es ist, desto langsamer. Zuletzt, kurz vor dem Tode, wird die Farbe dunkelgrau, fast schwarz und ändert sich nun nicht mehr.

Der Umstand, daß so viele Einflüsse störend auf die natürliche Farbenanpassung an die Umgebung einwirken, ist die Ursache, daß sie überhaupt in Zweifel gezogen oder

sogar verneint worden ist. Sie wird aber schon dadurch bewiesen, daß es ungemein schwer hält, zu entdecken, wo sich ein Chamæleon befindet, und daß im Terrarium oft lange Zeit verging, bis man eines erblicken konnte.

Die afrikanischen Eingebornen kennen diese Anpassung der Farben an die Umgebung genau und behaupten auch, daß ein Chamæleon, wenn man es auf scharlachrothes Zeug lege, sofort sterbe, weil es diese Farbe nicht annehmen könne, also so zu sagen über der Anstrengung, die es mache, um diese ihm unmögliche Farbe anzunehmen. Natürlich muß diese Behauptung ins Reich der Uebertreibungen verwiesen werden. —

Wenn ein Zuschauer ein Chamæleon erblickte, so fiel ihm stets zuerst die bizarre Form auf, der helmförmige Kopf, der Kamm, das Aufblähen des Leibes, die Krückenfüße, dann die merkwürdige Beweglichkeit der Augen, die einen regelmäßigen, weit aus dem Kopfe hervorstehenden Kegel bilden, auf dessen Spitze die kleine Pupille sitzt. Die Kegel sind leicht nach allen Seiten beweglich, so daß das sonst äußerst langsame und phlegmatische Thier nach allen Seiten blicken kann, sogar wagrecht über seinen Rücken zurück, und zwar bewegt sich jedes der beiden Augen selbstständig. Eines sieht z. B. senkrecht in die Höhe oder nach vorn, das andere rückwärts. Ja, es ist vorgekommen, daß ein Auge ruhig und geschlossen war, während sich das andere lebhaft nach allen Seiten drehte und Ausschau hielt, also das Thier gleichsam auf einer Seite schlief, auf der andern wachte. Nachher fiel die unsymmetrische Bewegung der Beine auf, wovon jedes vollständig von den andern unabhängig ist und diejenige Bewegung ausführt, die ihm am bequemsten ist und dem ganzen Thiere am meisten zum Nutzen gereicht. Erst in

letzter Linie sieht der Zuschauer die Färbung und die willkürliche Veränderung derselben, die oft auch auf beiden Seiten ungleich ist.

Wenn es recht schön Wetter war und der Besucher des Terrariums nicht Bedenken trug, sich längere Zeit der dort herrschenden großen Hitze auszusetzen, so konnte er die Chamæleone auch fressen sehen, wobei es wieder sehr merkwürdig zuging. Die Zunge ist nämlich ein etwa 3 Centimeter langer und 1 Centimeter dicker, klebriger Fleischklumpen, der vorn noch mit einer Greifvorrichtung versehen ist, und dieser wird an einer elastischen Saite aus dem Munde nach der Beute hinausgeworfen, die daran kleben bleibt und so ins Maul zurückgezogen wird. Das alles geht äußerst schnell und auf eine Distanz von 20 bis 30 Centimeter vor sich.

Wenn ein Chamæleon nun eine Beute erblickt hat, z. B. eine große, grüne Heuschrecke (Locusta viridis), so nähert es sich derselben bis auf die gewünschte Entfernung. Langsam und gleichmäßig sind dann seine Bewegungen, um der Beute zu folgen, und wenn die Schrecke sich im Stengelgewirr der Passionsblume, die das Terrarium durchrankt, entfernt, so wird die Verfolgung oft auch schwierig. Aber es überwindet mit einer wahren Hiobsgeduld alle Schwierigkeiten und gelangt endlich in die Nähe der verfolgten Heuschrecke, wenn auch vielleicht nur bis auf 30 Centimeter, eine ziemlich weite Entfernung, um sie zu erlangen. Während der Verfolgung waren seine Augen in beständiger Thätigkeit. Theils schauten sie häufig nach der verfolgten Beute, theils nach dem Beobachter, und dazwischen bewegten sie sich rastlos nach allen Seiten, um sich zu versichern, daß von nirgends her Gefahr im Anzuge sei. Nun, da es sich nicht weiter nähern kann, wird

der Kopf noch möglichst vorgestreckt, beide Augen richten sich steif nach vorn und blicken starr nach der Beute. Das Maul öffnet sich langsam und an der Gurgel sieht man einige Bewegungen. Da aber die Entfernung groß ist, öffnet und schließt es das Maul mehrmals, um sich die Sache nochmals zu überlegen. Endlich wagt es den Schuß. Der Zungenklumpen fliegt hinaus, die Schrecke klebt daran, ist im gleichen Augenblick wie an einem Lasso sammt der Zunge ins Maul der Echse hineingeschnellt und wird nun ruhig und langsam zerkaut und hinuntergeschluckt. Die Chamæleone des Terrariums nahmen so bald Heuschrecken, große Bremsen und auch Kalbfleisch von der Hand. —

Im Herbst, wenn die Temperatur anfing kühler zu werden, hörte die Freßlust auf und es mußte zur künstlichen Ernährung geschritten werden. Wenn man die Thiere nämlich an der Gurgel streichelte oder mit dem Daumen- und Zeigfinger sanft über ihre Nase oder Mundöffnung strich, so öffneten sie fauchend das Maul so weit als möglich, um zu beißen, und man konnte ihnen dann ganz leicht einen bereitgehaltenen Mehlwurm, Regenwurm oder auch rohes Kalbfleisch hineinlegen. Wenn man sich dann einige Schritte entfernte, so schlossen sie den Mund und schluckten die hineingelegte Nahrung hinunter. Man mußte sich aber in Acht nehmen, ihnen so nicht zu viel zu verabfolgen, weil sie sonst Alles wieder erbrachen.

Wenn im Herbst die Temperatur unter 12° C. ging, so verloren sie alle Freßlust und nahmen die graue Färbung der Unbehaglichkeit an. Wurde die Temperatur noch niedriger, so wurden sie nach und nach matt, und mehrmals kam es vor, daß, wenn sie über Nacht auf die Nähe des Gefrierpunktes herunterging, am Morgen eines sich nur noch mit dem Wickelschwanz, der um einen Zweig ge-

wunden war, festhielt und wie todt, mit geschlossenen Augen, herunterhing. Wurde die Temperatur nun wieder über 12°.C. erhöht, so erholte es sich schnell und erhielt auch seine Beweglichkeit wieder. Die Chamæleone konnten so ohne Schaden für kurze Zeit auch eine Temperatur von weniger als 0° C. aushalten, besser, als längere Zeit eine etwas höhere Temperatur von 4—10° C. Ende Dezember und in den ersten Monaten des folgenden Jahres starben sie, nicht nur in Folge der niedern Temperatur, sondern, vielleicht noch mehr, in Folge der unzweckmäßigen Heizung mit Coaks, die allzu trockene Luft erzeugte, und weil, wie sich's nachher herausstellte, alles trächtige Weibchen gewesen waren, die sich ihrer Eier nicht hatten entledigen können.

In frühern Zeiten glaubte man, das Chamæleon besitze keine Eingeweide. In alten Reisebeschreibungen, die sonst ganz wissenschaftlich gehalten sind, kann man diese Behauptung lesen und die Afrikaner glauben das heute noch. Bei den im Terrarium verstorbenen fand sich beim Oeffnen die ganze Bauchhöhle mit Eiern angefüllt, welche in zwei Schnüren herausgezogen werden konnten. Erst nachdem diese heraus waren, fand sich der Magen als länglicher, 5 Centimeter langer und 1 Centimeter dicker Schlauch ganz oben am Rücken und weit gegen den Nacken vorgerückt und dabei die große Leber mit verhältnißmäßig sehr großer Gallenblase. Der Darmkanal war sehr kurz und hatte nur einige unvollkommene Windungen, welche sich längs des Rückens nach hinten zogen. Die Lungen, sowie das Herz lagen noch weiter nach vorn und waren sehr klein. Ein Zwerchfell konnte nicht aufgefunden werden.

Auch im Tode noch bietet das Chamæleon des Merkwürdigen viel. Seine innere Einrichtung ist so bizarr, wie

seine äußere Figur und seine Lebensart. Kein Wunder, daß es von den Eingebornen gefürchtet wird. Dennoch wird es überall gefangen, weil es sich bei den Europäern gut verkaufen läßt, dabei aber meist so behandelt, daß selten ein unverletztes Exemplar erhältlich ist. Auch bildet es getödtet, geröstet und gepulvert bei den arabischen Aerzten ein Universalarzneimittel.

2) Der Gekko, Platydactylus mauritanicus,

war während zweier Jahre ein Bewohner des Terrariums. Die Gestalt und das Leben dieses Thierchens tragen bei ungebildeten Leuten dazu bei, daß ihm allerlei Schreckliches angedichtet wird. Seine großen, für seine Größe sogar ungeheuer großen Augen, seine runzlige Oberfläche, seine blitzschnellen, fast übernatürlich scheinenden Bewegungen und sein Treiben in der Dämmerung mögen für Viele etwas Gespenstartiges haben. Auch die Thatsache, daß man bei ihm, wenn es günstig sitzt, von einem Ohr zum andern die Helle sehen kann, als ob der Kopf durchsichtig wäre, mag Vielen ungeheuerlich erscheinen. —

Am 25. September 1882 wurden 28 Exemplare dieser kleinen merkwürdigen Eidechse zuerst einem kleinen Raume einverleibt, da diese zart aussehenden Thiere eine besondere Behandlung zu bedürfen schienen.

Der Erfolg war, daß bald eine Anzahl davon zu Grunde ging, weil man ihre Behandlung nicht verstand und weil sie sich selbst nicht helfen konnten in dem engen Raume. Hierauf wurden die noch lebenden ins große Terrarium freigelassen, erholten sich dort rasch und hielten sich gut.

Obschon zu einem „Thierleben“ eine genaue Beschreibung des betreffenden Thieres nicht gehört, so ist hier eine solche doch am Platze, weil die ausnahmsweise merkwürdige

Körperbildung dies rechtfertigt und weil seine Lebensweise nachher viel besser verstanden wird.

Der Gekko ist eine Eidechse von Sandfarbe mit etwas Anpassungsvermögen am Rücken und von weißer Farbe am Bauch. Der Körper derselben erscheint von oben sehr stark zusammengedrückt, ganz flach. Das hier beschriebene Exemplar hatte eine Länge von 115 Millimeter, wovon der Kopf bis zur schmalsten Stelle 25 Millimeter, der Leib 150, der Schwanz 40 Millimeter beanspruchten. Jeder Fuß hat 5 gleiche Zehen.

Die ganze Unterseite ist mit sehr kleinen, sich dachziegelförmig deckenden Schuppen so bedeckt, daß sie ein mosaikartiges Netz von ziemlich regelmäßigen Sechsecken bilden, die je etwa 1 Millimeter Durchmesser haben und die am Schwanze etwas größer und unregelmäßig werden.

Der Rücken besteht aus Quer- und Längsreihen von Schildern von ungefähr 2 Millimeter Durchmesser, wovon jedes ungefähr auf seiner Mitte einen nach hinten gerichteten Stachel trägt, so daß hiedurch 13 unregelmäßige, über den Rücken verlaufende Reihen nach hinten gerichteter Spitzen entstehen.

Die Zehen sind an der Unterseite mit Hautfalten versehen, welche quer gestellt sind, als Haftorgane dienen, und zwar durch Bildung von luftleeren Räumen und nicht durch Ausscheidung einer klebrigen Flüssigkeit. Diese Querfalten gehen nach der Zehenwurzel hin nach und nach in die gewöhnliche Beschuppung über. An den Vorderfüßen befinden sich je an der vordersten Zehe 9—12 solcher Falten (soll heißen 9 deutliche und 3 undeutliche, wie bei den folgenden Angaben), an der zweiten Zehe 12—15, an der dritten 14—15, an der vierten 13—14 und an der fünften 13—14. An den Hinterfüßen sind an der ersten

Zehe 10—13, an der zweiten 12—15, an der dritten 10—14, an der vierten 10—13 und an der fünften endlich 10—14 solcher Falten zu erkennen.

Die Augen haben einen Durchmesser von 4 Millimeter und am Tage eine senkrechte, linienförmige Pupille. Das Maul ist groß, so breit wie der stark verbreiterte Kopf und mit großer, röthlichfleischiger Zunge versehen.

Der Kopf ist mit kleinen, warzigen, etwa 1 Millimeter langen Schuppen bedeckt. Nur zu vorderst am Kopf, unter dem Unterkiefer, sind einige größere Schilder, das größte vorn und hinter ihm je sechs immer kleiner werdende. Die Schwanzoberfläche ist wie der Rücken, nur mit größern Stacheln auf den Schildern, wodurch er wirtelförmig bedornt erscheint.

Am meisten fällt dieses Thier dadurch auf, daß es vermittelst der Hautfalten an den Zehen, die einen Saugapparat bilden, nicht nur an senkrechten, glatten Wänden, sondern sogar an Glasscheiben sich festhalten und sehr schnell laufen kann. Im Terrarium fand es sich sogar häufig an dem gläsernen Dache, also vollständig umgekehrt, den Bauch nach oben, und ließ sich so denselben von der Sonne durch die Scheibe hindurch wärmen, ein Vergnügen, das ihm im bisherigen Leben in der Freiheit offenbar versagt war. Wenn es an senkrechten Glasscheiben mit Leichtigkeit läuft, kann man besonders schön sehen, wie es die Hautfalten andrückt, wodurch die Luft zwischen denselben und der Scheibe verdrängt wird, so daß der Luftdruck von außen einwirken muß. Man konnte sich da häufig ganz genau vergewissern, daß hiebei kein Ankleben mit einem klebenden Stoffe stattfindet. War eine Glasscheibe feucht oder naß, so konnte sie vom Gekko nicht begangen werden und er fiel ab. Feuchte Stellen mied er

überhaupt ängstlich, und wenn er doch eine passiren mußte, so richtete er die Zehenglieder, woran die Haftscheiben sich befanden, senkrecht in die Höhe oder schlug sie sogar noch zurück. Mehr noch als Feuchtigkeit waren ihm Schmutz und Unreinlichkeit zuwieder, wie z. B. feuchte Erde; er war überhaupt sehr besorgt, seine Hautfalten rein zu halten.

Bei der Häutung häutete sich auch der ganze Faltenapparat und die feine, zierlich gefaltete abgelöste Haut fand sich häufig noch an den Zehen hängend.

Diese Art von Haftorganen findet sich bei keiner andern Thierart wieder. Sie sind das Auffallendste am Gekko. Beinahe eben so auffallend ist seine unglaubliche Schnelligkeit. Wenn einer an einer von der Sonne beschienenen Stelle in der Nähe seines Schlupfwinkels saß und man sich näherte, so war er so urplötzlich verschwunden, daß man sich nicht einmal bewußt wurde, in welcher Direktion er sich fortbewegt hatte. Auch wenn man diese Schnelligkeit kannte und deßhalb schärfer zusah, so bekam man doch höchstens den Eindruck, als ob ein Schatten schnell vorbeigehuscht sei. Wenn man im Frühlinge in einer warmen Nacht das Terrarium betrat, so sah man sie wie Geisterschatten an den Wänden hineilen und vernahm dann auch hie und da, wenn man das Ohr recht spitzte, ihr feines Stimmchen, das tönte wie „Gek, Gek“, und wovon sie ihren deutschen Namen erhalten.

Die sehr großen Augen leuchten im Dunkeln etwas. Die Pupille derselben ist dann, wie bei den Augen der Katzen, erweitert, während sie den Tag über nur eine linienförmige Ritze bildet.

Was der Gekko für gewöhnlich frißt, konnte nicht ausfindig gemacht werden, denn vorgeworfene Mehlwürmer, Heuschrecken, Regenwürmer etc. verschmähte er beharrlich.

Nur einmal konnte er fressend beobachtet werden. Es war am 19. Oktober 1882, als die Sonne noch einmal recht warm schien, so daß die Temperatur im Terrarium auf etwa 32° C. gestiegen war. Da kam eine junge Eidechse einem in die Quere und der ergriff sie rasch. Ein eigenthümliches Geräusch zog die Aufmerksamkeit auf diese Scene. Der ziemlich große Gekko hatte die Eidechse hinter dem Kopfe quer gepackt und schüttelte sie nun herzhaft, bis sie nach einigen Minuten hiedurch, sowie durch die Quetschung und Verhinderung am Athmen so ermattet war, daß sie Alles wehrlos mit sich geschehen ließ. Dann wurde sie mit unerwarteter Geschwindigkeit, den Kopf voran, in drei Rucken verschlungen. Beim ersten befand sich schon fast die Hälfte der Eidechse im Rachen, nach dem zweiten Ruck sah man noch eine kleinere Partie des Schwanzes und nach dem dritten war die ganze spurlos verschwunden. Dem Gekko hatte augenscheinlich die ganze Procedur wenig Mühe gemacht.

Es ist nicht zu verwundern, daß ein Thier von so eigenthümlicher Gestalt und Lebensart, wie der Gekko, für die rohen und ungebildeten Einwohner seiner Heimath einen Gegenstand des Schreckens und des Aberglaubens bildet. Namentlich den Negern jagt er schreckliche Furcht ein, wie der schon früher genannte Herr, der längere Zeit unter ihnen lebte, mittheilte, und Mancher hat schon seine Hütte verlassen und in Brand gesteckt, bloß weil er einen solchen darin erblickte. Die Neger glauben die Fabeln, die sich von Generation zu Generation fort vererbt haben, so fest, daß zuletzt mancher dort wohnende Europäer ebenfalls von der Richtigkeit derselben überzeugt wird, weil er sie immer wieder und auch an verschiedenen Orten zu hören bekommt, und weil jeder Erzähler betheuert, er habe es

selbst gesehen. Auch der genannte Gewährsmann glaubte, daß der Gekko, den er im Terrarium lebend vor sich sah, und der in Senegambien „Tarantala“ heiße, das gefährlichste Thier sei, dessen Biß zwar nicht giftig wirke, das aber, wenn es sich einem Menschen auf die Herzgegend setze oder dorthin gesetzt werde, sofort das „Blut stelle“, so daß der Mensch des Todes sei.

Der Terrariumbesitzer nahm nun, um ihm diesen Unsinn aus dem Kopfe zu bringen, vor seinen Augen eine „Tarantala“ in die Hand und wollte sie auch in seine Herzgegend setzen. Jener ließ dies aber nicht geschehen, sondern wollte allen Ernstes die Flucht ergreifen.

Wenn bei uns civilisirten Menschen der krasseste Aberglaube immer noch so viele Anhänger hat, oft selbst unter den „Gebildeten“, so darf man nicht erwarten, daß er im dunkeln Erdtheile nicht noch viel großartiger auftrete und blühe. —

Schildkröten.

Die Volksmeinung weiß gewöhnlich nichts davon, daß, wenn man von Schildkröten spricht, das ein fast ebenso allgemeiner Begriff ist, wie wenn man von Vögeln spricht, indem die Schildkröten eine ganze, große Ordnung von zahlreichen Arten bilden, sondern man glaubt mit diesem Titel eine bestimmte Thierart gekennzeichnet zu haben, wobei das eine Mal die griechische Landschildkröte, das andere Mal die europäische Wasserschildkröte verstanden ist, welche beide Arten oft vermengt und verwechselt werden. Die Frage: „Was fressen denn die Schildkröten?“ bekommt deshalb ein Sachkundiger öfters zu hören und